



## Der Antiheld

*Die Pandemie hat den Virologen Hendrik Streeck zu einem der bekanntesten Männer Deutschlands gemacht. Aber seither muss er ein Spiel spielen, dessen Regeln er nicht immer durchschaut.*

Von Marc Hujer, DER SPIEGEL, 23.10. 2020

### Heinsberg, 5. Mai

Eineinhalb Stunden nachdem er seine Wohnung in Bonn-Poppelsdorf verlassen hat, parkt Hendrik Streeck seinen Mercedes vor der Kreisverwaltung in Heinsberg. Das Navi hat er nicht gebraucht. »Ich kenne die Strecke«, sagt Streeck. Nach Heinsberg, in den westlichsten Landkreis Nordrhein-Westfalens, ist er in den vergangenen Wochen immer wieder gefahren. Dort hat er seine erste große Studie zur Coronavirus-Pandemie durchgeführt, die »Covid-19 Case-Cluster-Study«, die als »Heinsberg-Studie« bekannt wurde. Durch Heinsberg wurde er zu einem der bekanntesten Virologen Deutschlands.

Er steigt aus. Über ihm, auf den Fahnen vor der Kreisverwaltung, steht: #hsbestrong, der Mutmachersatz der Heinsberger im Kampf gegen die Pandemie.

»HS« ist das Autokennzeichen von Heinsberg. Aber »HS«, sagt Hendrik Streeck, seien ja auch seine Initialen. Er hat sich den Satz deshalb als Aufkleber besorgt, er pappt jetzt auf seinem Laptop. Hendrik Streeck, du musst stark sein.

Streeck nimmt zügig die Stufen zum Landratsamt, wo Stephan Pusch auf ihn wartet, der Landrat von Heinsberg. Pusch will an diesem Morgen ein Video produzieren, Professor Streeck und er im Gespräch über die »Heinsberg-Protokolle« und die Konsequenzen aus der Studie.



Sie sitzen dann gemeinsam vor der Fototapete in Puschs Büro, auf der ein Bohrturm zu sehen ist, und reden darüber, wie schwierig es ist, in der Coronakrise eine sachliche Diskussion zu führen.

»Das Problem, das die Wissenschaft hat«, sagt Streeck, »sie argumentiert gegen die Angst. Und gegen Angst kann man mit Wissenschaft nicht wirklich gut argumentieren.« Viele Menschen hätten zum Beispiel Angst, nachts über den Friedhof zu gehen. »Aber wissenschaftlich ist diese Angst nicht begründet.«

Pusch sieht den Professor an, dann blickt er in die Kamera. Er will sichergehen, dass die Zuschauer das richtig verstehen: »Das heißt, die Wahrscheinlichkeit, auf dem Friedhof nachts um zwölf Opfer eines Gewaltverbrechens zu werden, ist wahrscheinlich geringer als um zwölf in einer Diskothek?«

Er sieht den Professor erwartungsvoll an. Streeck lächelt. »Ich hab eher an Geister und Zombies gedacht«, sagt er.

Hendrik Streeck, 43 Jahre alt, ist häufig missverstanden worden in der letzten Zeit, etwas, das ihm, wie er sagt, bislang eher selten passiert sei. Doch in diesem Jahr, in dem das Coronavirus die Welt beherrscht, bekamen Virologen plötzlich Aufmerksamkeit. Ihre Aufgabe ist es neuerdings, die Welt der Virologie so zu erklären, dass sie jeder Laie versteht.

In nur wenigen Tagen wurde im Frühjahr aus Hendrik Streeck, einem Virologen mit dem Spezialgebiet HIV/Aids, den nur die Fachwelt kannte, eine Mediengestalt. Die Zahl seiner Follower auf Twitter wuchs von 300 auf über 30 000. Streeck wurde auf der Straße erkannt, er wurde gehört und gesehen, er wurde geliebt, gehasst und geliebt. Die Mächtigen meldeten sich bei ihm, Landräte, Fraktionsvorsitzende, Bundesminister, Ministerpräsidenten, sogar Bundeskanzlerin Angela Merkel.



Sein Wort galt plötzlich nicht nur unter Experten etwas, sondern in ganz Deutschland. Von da an ging es für ihn auch darum, sich nicht instrumentalisieren zu lassen. Eine Rolle zu finden in dem Stück, das »Corona« genannt wird.

Eine Pandemie ist, bei aller Bedrohung, auch eine Chance, jedenfalls für einen Virologen, der sein Leben nicht nur im Labor verbringen möchte. Man gewinnt neue Freunde, vielleicht gibt es mehr Geld. Andererseits lauern überall Feinde und Neider, die aus kleinen Fehlern große machen und aus großen Fehlern Skandale. Jeder Wissenschaftler weiß, dass Irrtümer zum Geschäft dazugehören. In der Welt der Politik gelten Fehler dagegen oft als unverzeihlich. Manchmal reicht ein einziger aus, um eine Karriere zu beenden.

Nachdem sich in Gangelt im Kreis Heinsberg Menschen bei einer Karnevalssitzung infiziert hatten, sei ihm schnell klar geworden, wie wertvoll der kleine Ort für die Coronavirus-Forschung sein könnte, sagt Streeck. Ein Corona-Hotspot wie Ischgl oder Bergamo und dazu einer, in dem sich die Leute nach der Infektion nicht in die ganze Welt verstreuten. Ein ideales Studiengebiet für die Pandemie.

Zunächst rechnete er damit, dass sich auch andere Wissenschaftler für Heinsberg interessierten, aber als er nach einer Woche von niemandem etwas hörte, setzte er sich in seinen Mercedes und fuhr zum ersten Mal nach Heinsberg. Streeck konnte sein Glück damals kaum fassen.

Streeck schickte ein Team von 20 Studenten in den Kreis Heinsberg, um Abstriche von mehr als 900 Patienten nehmen zu lassen. Schon wenige Wochen später, kurz vor Ostern, veröffentlichte er erste Zwischenergebnisse der Studie, ein ungewöhnlicher, aber, wie er fand, gerechtfertigter Schritt, weil jede Information in der Krise ein weiteres Stück Erkenntnis bedeutete. Deutschland befand sich zu jener Zeit im Ausnahmezustand. Großveranstaltungen wurden verboten, Fußballspiele abgesagt, Schulen geschlossen. Man sah Streeck in den Nachrichten an der Seite von Armin Laschet, dem Ministerpräsidenten von Nordrhein-Westfalen, Streeck trug eine schmale Krawatte zum schmal geschnittenen Anzug. Er blickte ernst. Seine



Studie hatte ergeben, dass sich von den in Heinsberg Untersuchten rund 16 Prozent mit dem Coronavirus infiziert und Antikörper entwickelt hatten, fünfmal so viele, wie offiziell gemeldet worden waren. Entsprechend geringer als angenommen war seiner Studie zufolge auch die Infektionssterblichkeit durch das Coronavirus, die den Anteil der Todesfälle an der Gesamtzahl der Infizierten angibt. Sie lag nach seinen Daten bei 0,36 Prozent und damit deutlich niedriger, als Experten damals annahmen.

Streeck sagt, er habe gewusst, dass diese Daten mitentscheiden konnten, welchen Kurs Deutschland in der Pandemie einschlagen sollte: verlängerter Shutdown oder Lockerung der Maßnahmen, die entscheidende Frage der damaligen Zeit.

Damit begannen seine Probleme. Zwei Lager gab es damals unter den Politikern: Die einen wollten so vorsichtig wie nötig, die anderen so locker wie möglich sein. Die einen versuchten, Streeck zu vereinnahmen, die anderen stellten ihn als unseriös dar. Streeck spielte plötzlich eine Rolle, die er sich so nicht vorgestellt hatte.

»Sehr gut«, sagt Landrat Pusch vor seiner Fototapete, »das hätten wir.«

Er ist zufrieden mit dem Video, das er mit Streeck gedreht hat. »Wir haben uns, glaube ich, nicht irgendwie dumm verquasselt oder so?«

Bonn, 4. Mai

Einen Tag zuvor, als der Abschlussbericht seiner Studie auf den Server der Universität Bonn hochgeladen werden soll, sitzt Hendrik Streeck in seinem Büro im Institut für Virologie und wartet darauf, dass das Telefon klingelt.

Er hat sein Sakko über die Stuhllehne gehängt, das Hemd trägt er bis zum dritten Knopf offen. Seine Frisur sitzt erstaunlich gut, obwohl er schon wochenlang nicht mehr beim Friseur gewesen ist.

Streeck ist allein in seinem Büro. Seine Sekretärin ist im Urlaub, wenn jemand anruft, muss er selbst rangehen. An den Wänden hat er ein paar afrikanische



Holzmasken verteilt und ein Bild vom Dupont Circle aufgehängt, einem zentralen Platz in Washington, D. C., wo er einmal gelebt hat.

Das Telefon klingelt, der Dekan der Universität Bonn möchte ihn sprechen.

Er will wissen, wie es ihm gehe; Streeck kommt das verdächtig vor. So oft ruft der Dekan ja auch nicht bei ihm an. »Mir geht's ganz gut«, sagt Streeck, »warum die Frage?« Die beiden reden ein wenig, aber Streeck geht der Satz des Dekans nicht aus dem Kopf. Nachdem er aufgelegt hat, sagt er: »Warum fragt mich der Dekan, wie es mir geht?«

Er ist unsicher. Seit der Präsentation der Zwischenergebnisse Anfang April ist viel passiert.

Mitte April erschien in der Zeitschrift »Capital« eine umfangreiche Recherche unter dem Titel »Corona-Studie: der Plan hinter dem ›Heinsberg-Protokoll««. Es ging darin um die Zusammenarbeit Streecks mit der PR-Agentur Storymachine. »Capital« zitierte aus einem internen PR-Konzept der Agentur, das nahelegt, dass Streecks Studie medial inszeniert werden sollte. Plötzlich sah es so aus, als hätte sich Streeck für politische Zwecke instrumentalisieren lassen.

Streeck sagte »Capital«, Storymachine habe »zu keinem Zeitpunkt Einfluss auf die inhaltliche beziehungsweise wissenschaftliche Arbeit der Studie« gehabt.

Laschet sagte, die Studie habe die Entscheidungen über Lockerungen »nicht beeinflusst«. »Natürlich kann man daraus keine politischen Schlüsse ziehen.«

Storymachine teilte mit, keinerlei kommerzielle Interessen verfolgt zu haben, es seien »weder Steuergelder noch Gelder der Uniklinik« geflossen. Man habe Streecks Arbeit lediglich begleitet, einen Einfluss auf die Ergebnisse habe die Agentur nicht gehabt.

Selbst wenn die Dementis allesamt stimmen sollten: Der Deutsche Rat für Public Relations rügte Storymachine später trotzdem für ihre Rolle in Streecks Studie. Das Konzept der Agentur sei geeignet gewesen, der Debatte über die Corona-Maßnahmen eine Richtung zu geben, statt Wissenschaft neutral zu vermitteln.



Nach der Berichterstattung von »Capital« wurde es erst einmal einsam um Hendrik Streeck.

Das »heute journal« sagte ein Interview ab und lud an seiner Stelle Christian Drosten ein, den Direktor des Instituts für Virologie an der Berliner Charité.

Bei »Anne Will« war Streeck erst einmal nicht mehr gefragt.

Sein Corona-Podcast beim Bayerischen Rundfunk wurde eingestellt.

Streeck war plötzlich in die Defensive geraten.

Er habe die Sache mit Storymachine unterschätzt, sagt Streeck. Michael Mronz, Witwer des 2016 verstorbenen FDP-Politikers Guido Westerwelle und einer der Mitbegründer von Storymachine, habe ihm seine Hilfe angeboten, kostenlos; er, Streeck, der kaum Erfahrung mit den Medien hatte, habe keinen Grund gesehen, das Angebot abzulehnen.

Er sagt, er habe nicht nach Kai Diekmann gefragt, dem ehemaligen Chefredakteur der »Bild«-Zeitung, der ebenfalls an Storymachine beteiligt ist, offenbar ahnte er nicht, dass für die meisten schon der Name Diekmann toxisch ist. Und ihm war offensichtlich nicht klar, welcher Eindruck entstehen kann, wenn eine wissenschaftliche Studie von Sätzen einer wirtschaftsnahen PR-Agentur flankiert wird. Plötzlich schien vieles zusammenzupassen: Streecks Zahlen, Laschets Politik und die Hilfe von Storymachine.

An seiner Studie sei wissenschaftlich nichts auszusetzen, sagt Streeck in seinem Büro, die Datenqualität sei unbestritten, die Statistik solide, die Ergebnisse konsistent. Die Endergebnisse hätten die Zwischenergebnisse fast bis aufs Komma genau bestätigt, ihm sei, so nennt er das, »fast eine Punktlandung« gelungen. Er hat seine Zusammenarbeit mit Storymachine beendet. Um seine Öffentlichkeitsarbeit kümmert sich nun die Pressestelle der Uni Bonn.

Den Zweifel der Medien an seiner Arbeit wird er trotzdem nicht los. Wenn über seine Studie etwas in der Zeitung steht, wird sie weiter die »umstrittene Heinsberg-Studie« genannt.



Sein Handy vibriert. Der Schauspieler Til Schweiger hat ihm eine Sprachnachricht geschickt.

Schweiger schreibt ihm inzwischen öfter mal. Er ist ein Fan von Streeck, seit er ihn im Fernsehen bei Markus Lanz gesehen hat. Schweiger, so erzählt Streeck, habe sich danach sofort seine Handynummer besorgt: »Hey, Hendrik, hier ist Til, ich bin jetzt mal so frech, dich zu duzen.«

Jetzt will Schweiger von Streeck wissen, wie er auf den Server zugreifen kann, um sich Streecks Studie herunterzuladen.

Ohnehin melden sich häufiger Leute bei ihm, die man aus dem Fernsehen kennt. Christian Lindner zum Beispiel, der Parteivorsitzende der FDP, der mit ihm über die Corona-Maßnahmen diskutieren wollte. Oder Markus Lanz, der sich scherzhaft Streecks »persönlichen Stalker« nennt, weil er Streeck so häufig in seine Sendung einlädt. Oder Bundesgesundheitsminister Jens Spahn, der ihm ungefragt Tipps für seine Fernsehauftritte gibt. Streeck solle das Hemd nicht ganz so weit aufknöpfen, riet Spahn, immer nur den ersten Knopf.

### **Düsseldorf, 13. Mai**

»Wie lange brauche ich nach Düsseldorf?«, fragt Hendrik Streeck.

Es ist ein Donnerstag, neun Tage nach der Veröffentlichung der Endergebnisse des Heinsberg-Reports. Streeck soll vor dem Gesundheitsausschuss des nordrhein-westfälischen Landtags kritische Fragen zur Studie beantworten. Er war schon einmal dort, kurz nach der Veröffentlichung des Zwischenberichts. Damals hatte ihm der Landtag einen Fahrer geschickt.

Diesmal muss er selbst fahren. Er braucht sein Navi.

Es ist nicht ganz klar, wie es für ihn weitergeht. Die deutsche Botschaft in Schweden hat sich gemeldet, Streeck soll eine Studie über die Ansteckungsrate durch Kinder betreuen. Er hat Pläne für eine Folgestudie in Heinsberg, in der es diesmal um die Immunität nach einer durchgemachten Corona-Infektion gehen soll.



Andererseits ist nicht sicher, ob es die Landesregierung wagen wird, eine weitere Heinsberg-Studie von Hendrik Streeck zu unterstützen, nach allem, was bisher passiert ist.

Er braucht für eine neue Studie etwa 800 000 Euro, die das Land bewilligen muss.

Streeck ist frustriert. Er frage sich, ob er vielleicht besser ganz aussteigen und keine Forschung zum Coronavirus mehr machen sollte, sagt er. Anfang April, als er wegen Storymachine unter Druck geraten sei, sei ihm schon einmal von ziemlich weit oben in der Bundesregierung geraten worden, sich aus der öffentlichen Corona-Debatte zurückzuziehen. Doch Streeck sagt, er habe nicht als Zerrbild in Erinnerung bleiben wollen.

Er machte dann weiter, trat weiter in Talkshows auf, verteidigte weiter seine Arbeit. Damals wurde ihm bedeutet, jetzt stehe er ganz allein.

Und nun sieht es tatsächlich nicht gut für ihn aus.

Die Zeitschrift »Capital« hat ihm wieder einmal einen langen Fragenkatalog geschickt, was ihn nervt. Er habe doch schon alles mehrfach beantwortet, er findet, dass da »wirklich nichts, aber auch gar nichts« zu holen sei.

Ein Berater von Baden-Württembergs Ministerpräsidenten Winfried Kretschmann soll Streeck als »gemeingefährlich« bezeichnet haben, weshalb Streeck in der Stuttgarter Staatskanzlei angerufen hat, um sich bei Kretschmann persönlich zu erkundigen, was dran sei an dem Gerücht. Er wartet noch auf den Rückruf aus Stuttgart.

Eine Redneragentur, die ihn im Auftrag einer Sparkasse für eine Veranstaltung engagiert hat, will ihn auf Schadensersatz verklagen, weil Streeck die Rede nicht mehr halten will. Auf der Veranstaltung einer Bank zu reden, sagt Streeck, könne er sich nach der Debatte um seine Studie nicht mehr leisten.





Der Justiziar der Universität rät ihm, die Sache sportlich zu sehen und der Agentur einfach den Schadensersatz zu zahlen. Er habe nicht so viel Geld übrig, sagt Streeck, dass er einfach mal so eine vierstellige Summe zahlen könne.

Von einigen seiner Gegner wird er in die Nähe von Corona-Leugnern gerückt.

Er weiß nicht mehr, wem er trauen soll.

Streeck sortiert seine Post.

Professor Helmut Wieler hat ihm geschrieben, der Bruder von Professor Lothar Wieler, dem Präsidenten des Robert Koch-Instituts. Helmut Wieler ist Nuklearmediziner und sitzt für die FDP im Verbandsgemeinderat einer Stadt in der Nähe von Koblenz, er kämpfe für ein Anti-Raucher-Gesetz, schreibt er. Von Streeck würde er gern wissen, ob man Corona auf Zigarettensummeln nachweisen könne.

Ein Professor der RWTH Aachen, der sich als »Professor h. c. (MGU) Dr.-Ing. Dipl.-Wirt. Ing. Thomas Gries« vorstellt, will mit ihm zusammen eine Schutzmaske entwickeln. Es meldeten sich inzwischen alle möglichen Menschen bei ihm, sagt Streeck. Nur von einem habe er schon länger nichts mehr gehört, von Christian Drost.

Drost ist Streecks Vorgänger am Bonner Universitätsklinikum. Streeck hatte eigentlich ein gutes Verhältnis zu ihm. »Der Christian«, sagt Streeck, habe ihm bei den Berufungsverhandlungen geholfen, als Streeck im vergangenen Jahr von Essen nach Bonn wechselte. Nachdem Streeck die Zwischenergebnisse seiner Heinsberg-Studie veröffentlicht hatte, habe Drost öffentlich Zweifel an der Studie angemeldet, ohne ihn vorher zu kontaktieren. Drost verwies auf statistische Korrekturen und kritisierte die vorschnelle Veröffentlichung der Zwischenergebnisse.

Die Virologen in Deutschland sind eine kleine Gemeinschaft. Die Weiterbildung zum Facharzt für Mikrobiologie, Virologie und Infektionsepidemiologie ist kein Trendfachgebiet, Virologen gehören nicht zu den



Großverdienern unter den Mediziner:innen. Wenn es hochkommt, sagt Streeck, gebe es in Deutschland nur ein paar Dutzend Mediziner:innen, die sich hauptberuflich mit Virologie beschäftigen. Man kennt sich und geht eigentlich nett miteinander um.

In den Medien wurde damals ein »Showdown der Virologen« konstruiert, ein angeblich erbitterter Zweikampf zwischen Drosten und Streeck um die Deutungshoheit im Land. Je komplizierter ein Sachverhalt ist, desto größer ist die Sehnsucht von Teilen der Öffentlichkeit nach einfachen Geschichten. Beide Virologen waren durch das Coronavirus bekannt geworden, beide spielten eine Rolle. Drosten war zuerst da gewesen, mit seinem Auftreten, mit seiner Zurückhaltung und mit seiner Frisur verkörperte er perfekt das Bild, das Laien sich von Wissenschaftler:innen machen.

Wenn Drosten der Held in diesem Drama war, dann blieb für Streeck nur die Rolle des Antihelden.

Streeck rief Drosten dann irgendwann an, sie redeten wieder miteinander.

Er schickte Drosten danach Analysen, die er interessant fand, über Infektionen bei Kindern, über Infektionsketten in Haushalten. Und als Drosten wenige Tage später in der Talkshow von Maybrit Illner eingeladen war, lobte er öffentlich den kollegialen Umgang mit Streeck und wies die Kritik an dessen Studie sogar ausdrücklich zurück: »Insgesamt ist das sicherlich eine extrem solide, robuste Studie.«

Aber dann las Drosten offenbar über Streecks Verbindung zu Storymachine. Seit der erste Artikel in »Capital« erschienen sei, sagt Streeck, hätten die beiden nicht mehr miteinander gesprochen.

In Interviews äußerte sich Drosten kritisch zu Streeck. Zweimal schickte Streeck dem Kollegen noch eine Mail, einmal antwortete ihm Drosten, er würde sich melden. Aus einem Gespräch wurde bis heute nichts.



Was Öffentlichkeitsarbeit betrifft, macht Drosten vieles richtig. Er hat das Ohr der Kanzlerin, jede inhaltliche Kritik an seiner Arbeit prallt an ihm ab, weil sie nur die Missgunst seiner Kritiker zu belegen scheint.

Als ihn die »Bild«-Zeitung Ende Mai mit der Kritik einiger Wissenschaftler an einer seiner Studien konfrontierte, reagierte Drosten blitzschnell auf Twitter. Er konterte mit dem Gegenvorwurf, ihm nur eine Stunde Zeit für die Stellungnahme gegeben zu haben: »Interessant«, twitterte Drosten, »die #Bild plant eine tendenziöse Berichterstattung über unsere Vorpublikation zu Viruslasten und bemüht dabei Zitatzetzer von Wissenschaftlern ohne Zusammenhang. Ich soll innerhalb von einer Stunde Stellung nehmen. Ich habe Besseres zu tun.« Von da an war die »Bild« in der Defensive, und Drosten blieb, wieder einmal, Sieger.

Streeck sagt, er gönne Drosten den Erfolg, aber er finde, dass an ihn ein anderer Maßstab als an Drosten angelegt werde. Als Drosten mit Gesundheitsminister Jens Spahn oder Kanzlerin Angela Merkel aufgetreten sei, als er Spahn auf öffentlicher Bühne sogar etwas ins Ohr geflüstert habe, habe das niemanden gestört. Als er selbst aber mit Ministerpräsident Armin Laschet aufgetreten sei, habe es geheißen, er sei gekauft.

Einmal habe ihn jemand den »Anti-Drosten« genannt.

Es klang, wie er fand, wie »Antichrist«.

Streeck überlegt, ob er mal mit dem SPD-Gesundheitsexperten Karl Lauterbach reden solle, der immer vor allem Möglichen warnt und damit auch seine Rolle in dieser Coronakrise gefunden hat.

Streeck hält es für ungerecht, dass immer nur der gewinnt, der vor etwas warnt. »Jeder einzelne Mensch, der in dieser Pandemie stirbt, ist eine Tragödie«, sagt er. »Aber wenn man nicht andauernd warnt, gilt man sofort als herzlos.«

Er schickt Lauterbach eine Nachricht per Twitter, vielleicht meldet der sich ja mal.



Dann ist es Zeit, nach Düsseldorf zu fahren, Streeck gibt »Platz des Landtags« in sein Navi ein.

Sein Auftritt vor dem Gesundheitsausschuss dauert eine gute Stunde. Streeck beantwortet Fragen zu seiner Studie und erzählt, dass er »persönlich ganz schön davon getroffen« sei, dass die Studie so verzerrt dargestellt werde. Über die Verbindung zu Storymachine sagt er, er wisse jetzt: »Es ist doof gelaufen.«

Als er kurz danach vor den Landtag tritt, checkt er die Nachrichten auf seinem Handy. Ihn überrascht ein Foto, das ihn im Landtag zeigt. »Wo kommt das denn schon wieder her?« Dann liest er einen Text, der über seinen Auftritt geschrieben wurde. Er wird darin mit dem Satz zitiert, der bald überall stehen wird: »Es ist doof gelaufen.«

»Kann das jetzt wieder falsch ausgelegt werden?«, fragt Streeck.

## Streekland

Wenn man Streeck fragt, woher sein Name kommt, sagt er: »Das Streekland war das Land vor dem Deich. Ich komme aus einer Familie, die es sich nicht leisten konnte, hinter dem Deich zu wohnen.«

Streecks Leben ist nie gradlinig verlaufen, es ist eine Folge von Abenteuern, Zufällen, überraschenden Wendungen. Wenn Streeck davon erzählt, fragt man sich irgendwann, wie er ausgerechnet in Bonn-Poppelsdorf landen konnte.

Streecks Eltern sind namhafte Psychotherapeuten; sein Onkel, der ebenfalls Professor war, lehrte Molekulargenetik. Seine Schwester absolvierte gleich drei Studiengänge, Volkswirtschaft, Philosophie und Theologie. Hendrik Streeck stammt aus einer Familie von Überfliegern.

Anfangs, sagt er, sei es ihm schwergefallen, in dieser Familie seine Rolle zu finden. Er spielte Violoncello und Saxofon, nahm Kompositionsunterricht, schrieb Orchesterstücke. Später komponierte er unter anderem die Musik für einen Film über



Georg Büchner, der im Bayerischen Rundfunk ausgestrahlt wurde. Aber zu Hause, sagt Streeck, sei ihm nie etwas zugetraut worden. Er reagierte darauf mit Trotz.

Er weigerte sich, Dinge zu lernen, die eigentlich eine Selbstverständlichkeit sind. Und immer hatte er eine gute Erklärung dafür: Er wolle nicht lernen, wie man seine Schnürsenkel bindet, erklärte er, weil es Schuhe mit Klettverschlüssen gebe. Er wolle nicht lesen lernen, weil er Comics auch so begreifen würde. Niemand habe ihn verstanden, sagt Streeck. Seine Schulnoten waren durchwachsen.

Dann, mit 16, änderte sich alles.

Er eröffnete seinen Eltern, dass er schwul sei, was nicht gut ankam. Von da an sei er überzeugt gewesen, nur noch eine Chance zu haben: besser als andere zu sein. Plötzlich, sagt er, habe er zu lernen begonnen. Nach dem Abitur studierte er zunächst Musikwissenschaft und BWL in Berlin, entschied sich dann aber für Medizin, promovierte, wurde Assistant Professor an der Harvard Medical School und leitete danach die Immunologie am WalterReed-Militärkrankenhaus in Silver Spring.

Kurz vor der Abgabe seiner Doktorarbeit absolvierte er sein Praktisches Jahr in Johannesburg, im »gefährlichsten Krankenhaus der Welt«. Er arbeitete in der Notaufnahme, im Durchschnitt wurden 350 Patienten am Tag eingeliefert, viele mit Schusswunden.

Auch er bekam eine Schusswundenpatientin, gleich am Anfang seines Aufenthalts, eine junge Frau mit einem Kaposi-Sarkom, einer Tumorerkrankung, die häufig mit HIV assoziiert ist. Bei dem Versuch, eine Drainage zu legen, schnitt er sich an der scharfen Kante einer Rippe. Er musste danach wochenlang mit einer HIV-Postexpositionsprophylaxe behandelt werden, um sich nicht zu infizieren. Er hatte Glück.

Kurz darauf, sagt Streeck, sei sein Computer aus seinem Zimmer gestohlen worden, auf dem seine nahezu fertige Doktorarbeit gespeichert gewesen sei. Er musste die Arbeit komplett neu schreiben.



Als er wieder in Deutschland war, klang der Zweitgutachter am Universitätsklinikum Bonn nicht sonderlich zufrieden; er wollte nichts wissen von den Abenteuern, die Streeck in Südafrika erlebt hatte. »Ich hab ihm erklärt, dass ich alles komplett neu geschrieben habe, aber das glaubt ein Professor hinter seinem Schreibtisch einem natürlich nicht«, sagt Streeck.

### **Bonn, 19. Juni**

Streeck hat jetzt auch die Handynummer von Clemens Tönnies, dem Fleischfabrikanten. Streeck sitzt in seinem Büro, es ist sonnig und heiß, er schaut auf die Nummer, die man sich leicht merken kann, es sind viele Sechsen darin. »Eine Teufelsnummer«, sagt Streeck.

Die Veröffentlichung der Endergebnisse der Heinsberg-Studie liegt nun eineinhalb Monate zurück. Zwei Tage zuvor war bekannt geworden, dass sich in Tönnies' Schlachtfabrik in Rheda-Wiedenbrück mehrere Hundert Arbeiter mit dem Coronavirus infiziert hatten. Tönnies hatte Streeck im Fernsehen gesehen, er fand, dass der Professor dort ziemlich vernünftige Dinge gesagt habe. Nun wünscht er sich, dass Streeck mal bei ihm vorbeischaue in Rheda-Wiedenbrück.

Am besten gleich morgen.

Vielleicht könne er ja erforschen, was da schiefgelaufen ist.

Streeck ist hin- und hergerissen. Einerseits findet er die Fleischfabrik »superspannend«, weil die Infektionen offenbar dort stattgefunden haben, wo das Fleisch zerlegt wird, nicht dort, wo die Tiere geschlachtet werden. Am Ansteckungsort sei es also kalt und feucht, was möglicherweise ein optimaler Ausbruchsort für das Coronavirus sei, sagt Streeck. Als Wissenschaftler könne man viel darüber lernen, unter welchen Bedingungen sich das Virus am besten verbreitet.

Andererseits weiß er natürlich, wer Tönnies ist. Was würde mit einem Bild passieren, das ihn zusammen mit Tönnies zeigt? »Ich habe ein bisschen Manschetten davor, dass das medial ausgeschlachtet wird«, sagt Streeck.



Er hat inzwischen gelernt, dass es nicht funktioniert, etwas zu probieren und einfach zu schauen, was passiert. Wenn man in der Öffentlichkeit steht, lässt sich eine einmal eingeschlagene Richtung nur sehr schwer ändern. Es gibt kein Zurück. Dann hat er eine Idee. Er ruft Professor Martin Exner an, den Direktor des Instituts für Hygiene und öffentliche Gesundheit der Universität Bonn, sie sind praktisch Nachbarn. Ein tadelloser Kollege.

Es stellt sich heraus, dass Exner das Projekt übernimmt. »Da fällt mir aber ein Stein vom Herzen«, sagt Streeck.

### **Berlin, 9. September**

Im Café Einstein Unter den Linden hat Streeck sich ein Club-Sandwich mit Pommes bestellt. Die Sonne scheint, er sitzt an einem Tisch auf dem Bürgersteig und sieht zu, wie vor ihm die Demonstranten des Bündnisses »Alarmstufe Rot« auf das Brandenburger Tor zulaufen, Messebauer, Schausteller, Konzertveranstalter, die Finanzhilfen für die Veranstaltungsbranche fordern. Sein Rückflug nach Bonn geht erst am Abend.

Er hätte noch Zeit mitzulaufen. Soll er? Oder soll er nicht? Er ringt mit sich.

Anfang Juli war er mal wieder bei Lanz, ein komplizierter Auftritt, er schildert ihn so: Erst kurz vor der Sendung habe er erfahren, dass ein Investigativjournalist aus Wendlingen am Neckar Strafanzeige gegen ihn gestellt habe, weil er, Streeck, sich bei der Heinsberg-Studie angeblich nicht an geltende Ethikvorschriften gehalten habe. Zu Gast war, neben Karl Lauterbach, auch eine Journalistin der »SZ«. Streeck beobachtete, wie sie auf dem Balkon telefonierte, er glaubte, den Satz gehört zu haben: »Ihr müsst unbedingt Lanz schauen.«  
Seinetwegen?

Streeck weigerte sich daraufhin, in die Sendung zu gehen. Alle redeten auf ihn ein, er beriet sich mit einem Freund, und schließlich, mit deutlicher Verspätung, konnte die Sendung beginnen. Gleich in der ersten Frage ging es um die Anzeige. Lanz wollte wissen, ob er noch gut schlafe. Streecks Leben ist seit dem Ausbruch



der Krise nicht einfacher geworden, aber manches, sagt er, laufe inzwischen ganz gut.

Die Redneragentur, die Schadensersatz von ihm verlangte, weil er seine Sparkassenrede nicht halten wollte, hat sich nicht mehr gemeldet.

Die Staatsanwaltschaft Bonn hat nach der Strafanzeige keine Ermittlungen aufgenommen, weil es keine Anhaltspunkte für ein strafbares Verhalten gab.

Til Schweiger würde in einem Film über Virologen am liebsten Hendrik Streeck spielen.

Ministerpräsident Winfried Kretschmann hat ihm persönlich versichert, dass niemand in seinem Beraterkreis ihn für »gemeingefährlich« hält.

Und mit Markus Lanz ist er jetzt per Du.

Ende August hat er eine Rede im Dom von Münster gehalten, in dem es mal nicht um Kennzahlen ging, um Letalität, R-Zahl oder Dunkelziffern, sondern um, wie Streeck es nennt, »Hoffnung in der Pandemie«. Er hat Vorschläge gemacht, wie ein Leben mit dem Virus künftig aussehen könnte. Er hat empfohlen, nicht allein auf die Infektionszahlen zu starren, sondern auf das Zusammenspiel mit der Anzahl der Tests und der intensivmedizinischen Belegung. Und er hat den Satz gesagt, der in gewisser Weise den Kreis seiner abenteuerlichen Reise schließt, die mit der Heinsberg-Studie begonnen hat: Das Virus sei »Teil unseres Lebens geworden«.

Natürlich, sagt er, sei ihm bewusst, dass die Infektionszahlen im Herbst wieder steigen werden und dass mit den höheren Zahlen auch die Fragen zunehmen werden, ob er nicht fahrlässig handelt, wenn er vor Alarmismus warnt. Er sagt, er wolle Kurs halten. Man müsse aufpassen, dass die Bevölkerung nicht abstumpfe, wenn man es mit dem Warnen übertreibe. »Wir müssen maßvoll warnen, um die Unterstützung der Bevölkerung nicht zu verlieren.«

Er schaut auf die Uhr. Er hätte noch immer genügend Zeit, sich die Demonstration anzusehen. Aber auf seinem Handy entdeckt er einen früheren Flug nach Bonn. Er überlegt. Dann sagt er: »Ich buche um.«





REPORTER:INNEN  
forum

### **Bonn, 6. Oktober**

Ende September wird gemeldet, dass Christian Drostén für seine Arbeit im Kampf gegen die Corona-Pandemie mit dem Bundesverdienstkreuz ausgezeichnet wird. Stephan Pusch, der Landrat von Heinsberg, ebenfalls.

Einige Tage später geht Hendrik Streeck auf Twitter, wo der Begriff »Drostén« mal wieder trendet. Streeck sitzt in seinem Büro, umgeben von afrikanischer Kunst, er klickt das Profil des Kollegen an.

Drostén folgt ihm nicht mehr.